

Die Playstation und der Bürgerkrieg

Im Osten Kongos gibt es die weltweit größten Vorkommen von Tantal. Das seltene Metall ist begehrt, denn es wird für die Mikroelektronik gebraucht. In den Minen schufteten Kinder, der Handel ist in den Händen der internationalen Schattenwirtschaft. Und die wertvollen Bodenschätze sind der Treibstoff für einen seit zwölf Jahren andauernden blutigen Buschkrieg.

VON JOHANNES DIETERICH

Der Pilot bremst, was das Zeug hält. Ächzend kommt die zweimotorige tschechische Let L-410, fast 30 Jahre alt, zum Stillstand. Viel Platz blieb nicht mehr, denn die Straße, die der ehemalige russische Militärpilot zum Landen nutzt, macht knapp fünfzig Meter voraus eine Kurve. Das Stückchen Asphalt, das wir erst einmal überfliegen mussten, um Menschen und Ziegen zu verschrecken, ist das letzte Überbleibsel eines chinesischen Entwicklungsprojektes: Der Rest der Straße, die einst die Provinzhauptstädte Goma und Kisangani verband, versinkt im Schlamm.

Pjotr ist in Eile. Der Pilot will heute noch mindestens zweimal die knapp eineinhalb Flugstunden lange Strecke zwischen Goma und dem Urwaldort Walikale zurücklegen: „Vitel“, ruft er den Männern zu, die neben einer Ansammlung von weißen Säcken stehen, „schnell!“. Im Laufschrift laden die in Fetzen gekleideten Kongolesen die Fracht in die Maschine: Die Säcke sind schwer, als wären sie mit Blei gefüllt. In Wirklichkeit bergen sie Brocken von Kassiterit – ein Mineral, das außer Zinn so wertvolle Metalle wie Wolfram, Niob und Tantal enthält. Ohne Tantal gäbe es keine Laptops, keine Weltraumkapseln, keine Playstations und keine Handys.

Hier reichen sich korrupte Beamte, hohe Militärs und Händler aus Industrienationen wie Deutschland und der Schweiz die Hände.

Wir dürfen das Flugzeug nicht verlassen, weil Journalisten zum Besuch der umkämpften kongolesischen Rohstoffgebiete keine Genehmigungen mehr erhalten. Zwei US-Reporter, die sich trotzdem nach Walikale begaben, wurden verhaftet, eingesperrt und ausgewiesen. Die Nervosität der Regierung hat Gründe: Die Zustände, die in der 80 Kilometer von Walikale entfernten Mine Bisihie herrschen, sind kaum geeignet, dem rambonierten Ruf der Demokratischen Republik Kongo (DRC) aufzuhelfen.

Patient Mulhozi, mein Begleiter, hat die Mine jüngst besucht und berichtet von hunderten von Kindern, die dort in einer in den Dschungel gehauenen Lichtung schufteten: Zehnbis vierzehnjährige Burschen, die in zwei bis drei Meter tiefen Gruben mit Pickeln und Hämmern auf das anthrazitfarbene Gestein einhauen. Für ihre Schuferei in der Hitze bekommen sie zwischen einem und drei Dollar pro Tag und wohnen in aus Ästen und Zweigen errichteten Unterständen weit weg von ihren Familien. Die einzigen weiblichen Personen, die sich auf dem Minengelände aufhalten, sind Prostituierte.

Die Gesteinsbrocken werden von Männern in ein- bis zweitägigen Gewaltmärschen durch den Dschungel erst nach Mubi und dann auf Motorrädern nach Walikale geschafft. Das begehrte Metall wird in Kongo wesentlich billiger gewonnen als irgendwo anders auf der Welt. Die australische Wodgina-Mine, die ein Drittel des globalen Tantal-Bedarfs deckte, machte Ende vergangenen Jahres dicht. Zur Begründung gab die Betreiberfirma Talison an, sie könne mit den niedrigen Preisen des Tantals aus Kongo nicht konkurrieren.

Zeitzeugen: Das Schicksal der Pauline M. „Ich habe keinen einzigen Verwandten mehr“

Der Krieg ist, zumindest offiziell, vorbei. Doch die Opfer der jüngsten Gemetzel schleppen sich noch immer aus dem Dschungel, um in der Provinzhauptstadt Goma professionelle medizinische Hilfe zu finden. Pauline Mbusa (Name geändert) ist bei „Heal Africa“ aufgenommen worden, in einem aus Spendengeldern finanzierten Hospital. Sie kommt aus dem Dörfchen Kalembe bei Masisi – einem der blutigsten Schauplätze der jüngsten Kämpfe. Während Pauline ihre Geschichte erzählt, starrt sie auf den Boden: Augenkontakt sucht die in sich zusammengesunkene Frau unter allen Umständen zu vermeiden.

Es war nachts, als die Männer in dem abgelegenen Gehöft kamen, in dem Pauline mit ihrem Ehemann und ihren vier Kindern lebte – welcher Rebellenarmee die Eindringlinge zuzuordnen waren oder ob sie gar der Regierungsarmee angehörten, kann Pauline nicht sagen. Ihre zwischen neun und zwölf Jahre alten Kinder fingen an zu schreien, als sie die Uniformierten sahen: Kaltblütig hackten diese einen von Paulines Bu-



Junge Burschen graben nach wertvollem Erz. Für ihre Schuferei in der Hitze bekommen sie zwischen einem und drei Dollar pro Tag und wohnen in Unterständen aus Ästen und Zweigen – weit weg von ihren Familien.

FOTO: AFP

Und das, obwohl in der kongolesischen Nord-Kivu-Provinz zur selben Zeit der Bürgerkrieg neu aufflammte: Dort fochten ruandische Hutu-Milizen, Tutsi-Rebellen und kongolesische Regierungstruppen wieder einmal blutige Gefechte aus. Niemand zweifelt daran, dass der seit zwölf Jahren immer wieder neu auflebende Konflikt sich nicht zuletzt um die anthrazitfarbenen Mineralien dreht. Könnten sich die unzähligen Milizionäre, Rebellen, dörflichen Selbstverteidigungsgruppen und Regierungssoldaten nicht an den Einkünften aus den von ihnen wechselweise kontrollierten Minen schadlos halten, wären die Kämpfe längst wegen Geldmangels abgeebbt.

Noch bis vor kurzem wurde die Bisihie-Mine von den sich „Demokratische Streitkräfte für die Befreiung Ruandas“ (FDLR) nennenden Hutu-Milizionären kontrolliert, die mit den kongolesischen Regierungstruppen gemeinsame Sache machten. In einem dramatischen Kurswechsel verbündete sich die Regierung in Kinshasa jedoch Anfang dieses Jahres mit ihrem bisherigen Erzfeind in Ruanda, der die Tutsi-Rebellen zu unterstützen pflegte: Gemeinsam suchten die beiden Armeen die FDLR aus ihren an Bodenschätzen reichen Hochburgen zu vertreiben. Zumindest vorübergehend gelang ihnen das: Derzeit ist es das Privileg der kongolesischen Regierungsarmee, von den Minenar-



beitern und den „Comptoirs“ genannten örtlichen Handelsfirmen alle möglichen Abgaben einzutreiben. Die nur etwas tiefer in den Urwald getriebenen Hutu-Milizen warten auf ihre Chance zum Gegenschlag.

Barry ist Manager einer der knapp zwanzig „Comptoirs“ in Goma, die die täglich rund 15 Flüge nach Walikale organisieren. Der bleichgesichtige Afrikaner mit dem blonden Pferdeschwanz kommt aus dem fernen Simbabwe und hat angeblich keine Ahnung, was dort im Urwald vor sich geht. Sein Job ist es, die Kassiterit-Brocken im Hof der nahe dem Kivu-See gelegenen Villa mahlen zu las-

sen. Dabei wird das Gesteinsmehl mit Magneten in seinen Zinn- und den Tantal enthaltenen Eisen-Anteil getrennt. Danach lässt Barry das Pulver auf Lastwagen laden, die ihre Fracht über zweitausend Kilometer oft miserabler Straßen zur Hafengstadt Mombasa in Kenia transportieren – alles angeblich ganz legal.

In Wahrheit stehen die Comptoirs – meist von Ausländern geführt, darunter Österreicher, Südafrikaner, Chinesen, Russen und Belgier – im Zentrum der Schattenwirtschaft: Hier reichen sich korrupte kongolesische Beamte, hohe Militärs aus den Nachbarländern Ruanda und Uganda

sowie Händler aus Industrienationen wie Deutschland und der Schweiz die Hände. Internationale Institutionen wie das belgische Friedensinstitut IPIS, Nichtregierungsorganisationen wie Global Witness, aber auch von den UN berufene Experten haben den schwarzen Markt untersucht. Sie stellten fest, dass sich neben internationalen Waffen- und Mineralienschiebern wie dem Russen Viktor Bout und dem Schweizer Chris Huber auch höchste Kreise in Ruanda und Uganda an dem Handel bereicherten. Und dass den bewaffneten Gruppen im Kongo auf diese Weise Jahr für Jahr fast 150 Millionen US-Dollar zufließen.

Gilbert Bin Samine, Direktor der kongolesischen Exportkontrollbehörde CEEC, sitzt in seinem 15 Quadratmeter großen Büro zwischen unzähligen kleinen Säckchen mit Gesteinsmehl und wischt sich den Schweiß von der Stirn. Während der jüngsten Kämpfe konnten seine Mitarbeiter in Goma lediglich Däumchen drehen. Aber auch in friedlichen Zeiten sei die Kontrolle eine Sisyphus-Arbeit, seufzt Samine: „Wir haben nicht die Mittel, um den Handel tatsächlich unter Kontrolle zu bringen.“

Der CEEC-Chef hofft nun auf eine neue Technologie, die ihm die deutsche Gesellschaft erst einmal monatelang das Gelände erkunden – unter den derzeitigen Bedingungen so gut wie ausgeschlossen. Später müssten die Gesteinsproben immer nach Hannover geschickt werden. Ein Labor vor Ort aufzubauen, könne aus Kostengründen nicht erwogen werden, heißt es in Hannover. Und schließlich pflegen die Comptoirs Rohstoffe aus verschiedenen Regionen zu vermischen, schon alleine um ihre Zuordnung zu verhindern: „Das Fingerprinting ist völlig unrealistisch“, befindet der deutsche Mitarbeiter eines Comptoirs vor Ort.

Angesichts der Tatsache, dass 60 Prozent aller Tantal-Vorräte in Zentralafrika vermutet werden, sind alle Vorsätze, ohne das „Blut-Tantal“ aus Kongo auszukommen, ohnehin schwer zu beherzigen. „Irgendwann“, sagt der deutsche Comptoir-Mitarbeiter, „kommen sie alle nach Kongo zurück“.

Piraten: Angriffe treiben Frachtkosten

Die jüngsten Piratenangriffe vor der Küste Somalias lassen den Frachtverkehr über den Golf von Aden immer teurer werden. Die Gefahr der Überfälle treibt die Versicherungsprämien für die Schiffe deutlich in die Höhe. Doch die Reeder haben kaum Alternativen: Der lange Umweg um das südafrikanische Kap der Guten Hoffnung ist kostspielig und auch nicht ungefährlich, denn die Piraten haben zuletzt auch in der Straße von Mosambik, weit südlich von Somalia, zugeschlagen.

Bereits im Mai des vergangenen Jahres hatten Versicherungen beschlossen, die Preise für Policen deutlich zu erhöhen. Die zusätzlichen Kosten – und Risiken – durch die Piraterie treffen die Schifffahrtsindustrie hart, denn die Frachtraten waren zuletzt infolge der Wirtschaftskrise deutlich gesunken. Zudem kann eine Entführung ein Schiff monatelang



Richard Phillips, Kapitän des Frachters Maersk-Alabama, wurde gestern vor der Küste Somalias von US-Soldaten aus den Händen von Piraten befreit.

FOTO: AFP

blockieren: Derzeit haben die Piraten noch 13 Schiffe mit 228 Besatzungsmitgliedern an Bord in ihrer Gewalt.

Nach Auskunft der Internationalen Seefahrtsbehörde gab es in diesem Jahr vor Somalia bereits 74 Piratenangriffe, 15-mal gelang es den Seeräubern, ein Schiff in ihre Gewalt zu bringen. Im ganzen vergangenen Jahr gab es nur 111 Angriffe. Daran lässt sich ablesen, dass die Sicherheit trotz der verstärkten Präsenz internationaler Truppenverbände in der Küstenregion weiter abgenommen hat. Das Land am Horn von Afrika hat mit über 3000 Kilometern die längste Küste des Kontinents – und die Piraten haben ihr Einsatzgebiet längst nach Süden in Richtung der Seychellen ausgeweitet.

Damit wird es für Reeder attraktiver, ihre Frachter den ganzen Weg um das Kap der Guten Hoffnung zu schicken. Die Route für einen Öltanker, der von Saudi-Arabien an die Ostküste der USA fährt, würde sich dadurch um rund 4500 Kilometer verlängern. Zudem könnte der Tanker die Reise in einem Jahr nur noch fünfmal schaffen, nicht mehr sechsmal.

Am Ende werden dann die Verbraucher für die steigenden Frachtkosten zur Kasse gebeten. Die weltgrößte Reederei Maersk hat bereits beschlossen, Öltanker den langen und kostspieligen Weg um Südafrika fahren zu lassen. (ap)

ZUR SACHE

Explosive Lage am Horn von Afrika

Die Piraterie vor Somalia wirft ein Schlaglicht auf die Gesetzlosigkeit in dem afrikanischen Land – aber auch auf die Schwäche und Anfälligkeit der riesigen Region am Horn von Afrika. „Das Besorgniserregende ist, dass ein ursprünglich auf Somalia beschränktes Problem übergriffen hat“, sagt Pottengal Mukundan von der Internationalen Schifffahrtsbehörde (IMB) in London.

Somalia, das seit vielen Jahren keine funktionierende Regierung mehr hat, könne nichts unternehmen, beklagt der Direktor des Londoner IMB-Büros. „Und den Nachbarländern fehlen die Ressourcen.“ Weil die Piraten Schiffe immer weiter von der somalischen Küste entfernt angriffen, würden Piratenüberfälle zu einem globalen Problem.

Weite Teile des Horns von Afrika, zu dem neben Somalia noch Äthiopien, Eritrea, Dschibuti, Kenia und Sudan zählen, kämpfen mit einer Reihe von Schwierigkeiten, die zum Nährboden für Gewalt und Chaos werden können. Unzufriedenheit aufgrund von Hunger und Mangel sowie Korruption und durchlässige Grenzen machen die Region nicht nur für Piraten, sondern auch für Waffenschmuggler und Extremisten attraktiv.

„Die Lage am Horn ist die explosivste des Kontinents“, sagt François Grignon, Leiter des Afrikaprogramms der unabhängigen Konfliktforschungsinstitution International Crisis Group in Brüssel. Rund 165 Millionen Menschen leben in den sechs Ländern der Region. (ap)



Ihr Mann und ihre vier Kinder wurden totgehakt, Pauline Mbusa selbst wurde vielfach vergewaltigt und schwer verletzt.

FOTO: JOD

strich. Der Mitarbeiter einer Hilfsorganisation wurde schließlich auf Pauline aufmerksam und brachte sie ins Hospital. Dort wurde ihr jedoch nur mitgeteilt, dass man nichts für sie unternehmen könne: Sie müsse nach Goma zu „Heal Africa“ gebracht werden. Noch einmal vergingen drei Wochen, bis ein Krankenwagen der Klinik schließlich nach Kitshanga kam

und die völlig entkräftete Patientin mitnahm.

Paulines Gedanken kehren immer wieder nach Kalembe zurück: Ob ihre Kinder und ihr Mann noch immer in der Hütte liegen oder ob sie jemand begraben hat? Ob ihre Hütten überhaupt noch stehen? Pauline will nie wieder in das Dorf zurück. Verwandte hat sie dort ohnehin keine mehr: Ihre Eltern sind genauso dem Krieg zum Opfer gefallen wie ihre vier Schwestern und ihre drei Brüder. „Ich habe keinen einzigen Verwandten mehr“, flüstert sie.

Wenn sie aus dem Krankenhaus entlassen wird, will sie nach Kitshanga gehen, wo eine Freundin von ihr lebt. Dort möchte sie eine Schneideerei aufmachen, auch wenn sie weder über eine Nähmaschine verfügt noch nähen kann. „Aber Gott wird mir schon helfen“, sagt Pauline mit einem Anflug von Hoffnung in der Stimme: „Und nähen kann man ja lernen.“ (jod)

IM INTERNET:
www.healafrika.org